



Schlesischer Gottesfreund

NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN

Eine Kindheit und Jugend
im „Spittel“ der Waisen- und
Schulanstalt Bunzlau
(Fortsetzung und Schluß) S. 51

Zur Hoffnung eingeladen
Christliche Begegnungstage
Impressionen aus Prag S. 55

Denkmal der gemeinsamen
Erinnerung
Gedenkstätte für verschwundene Friedhöfe
in Breslau S. 56

Schlesische Genossenschaft
zeigt Präsenz in Schlesien
Rittertag in Hirschberg S. 60

Vergeßt die Mütter nicht
Zufrieden mit ihrem Bett und einem Stuhl
Erinnerungen von Brigitte Fritsch S. 61

Erste Annäherung
„Verein für Schlesische Kirchengeschichte“
und „Arbeitsgemeinschaft für Berlin-
Brandenburgische Kirchengeschichte“
tagen gemeinsam S. 64



HERR,
die Wasserwogen
erheben sich,
die Wasserströme
erheben ihr Brausen,
die Wasserströme
heben empor die Wellen;
die Wasserwogen im Meer
sind groß und mächtig,
der HERR aber
ist noch größer in der
Höhe.

Psalm 93, Vers 3.4

Grabstein an der
Schweidnitzer Friedenskirche
Foto: Dietmar Neß

Editorial

Sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geben wir den „Schlesischen Gottesfreund“ gemeinsam heraus. Wir, das ist nach wie vor die Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V., nun aber zusammen mit den Kirchenkreisen der schlesischen Oberlausitz und der Diözese Breslau/Wrocław in der Evangelischen Kirche Augsburgischer Konfession in Polen.


An dem vertrauten Namen „Schlesischer Gottesfreund“ halten wir fest, weil er eine Botschaft transportiert, die weiterhin aktuell bleibt. Damals, bei der Gründung im Jahr 1950, haben unsere Väter und Mütter an Abraham erinnert „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will“ (1. Mose 12,1). Weil im Jakobusbrief Abraham ein „Freund Gottes“ genannt wird, wollten wir uns aufgrund eines ähnlichen Schicksals die schlesischen Freunde Gottes nennen. Seitdem führt unsere Zeitung diesen besonderen Namen. Auch inhaltlich knüpft die neue Zeitung an die bis-

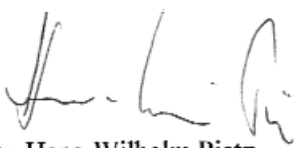
herige an. Sie ist aber erweitert und soll nun monatlich, statt wie bisher zweimonatlich, erscheinen. So kann sie aktueller sein und auch für die Gemeinden in der schlesischen Oberlausitz und in der polnischen Diözese Breslau/Wrocław wichtig werden. Sie soll

- dem Glauben eine Stimme geben
- das Zusammenwachsen Europas fördern
- für das evangelische Schlesien eintreten
- Nachrichten weitergeben
- Zeitgeschichte kommentieren
- Geschichte pflegen
- Kritik nicht unterdrücken.

Wir wünschen dem „Schlesischen Gottesfreund“ in seiner neuen Gestalt und Zielsetzung eine freundliche Aufnahme, viele Abonnenten und freuen uns über jede zustimmende oder auch kritische Äußerung aus den Reihen unserer Leser.


Dr. Christian-Erdmann Schott
Vors. Gemeinschaft ev. Schlesier


Ryszard Bogusz
Bischof der Ev. Diözese Breslau


Dr. Hans-Wilhelm Pietz
Regionalbischof im Sprengel Görlitz der EKBO

„Keinem von uns ist Gott fern“

Apostelgeschichte 17,27

Von Dietmar Neß

1. Vor leichtfertigem Umgang mit Feuer wird dringend gewarnt. Wir sollten uns nicht unbesehen über das Wort freuen, das uns in diesem Monat begleiten will. „Du bist erschreckend. Wer kann vor dir stehen, wenn du zürnst?“ (Psalm 76,8). „Unser Gott ist ein verzehrend Feuer.“ (Hebr. 1,29) Ein Jesaja sieht sich in unmittelbarer Todesgefahr, und der Seher Johannes, gewiß ein zutiefst gläubiger Mann, fällt „wie tot“ zu Boden, wie es ihm schon einmal ergangen war auf jenem „Berg der Verklärung“, gemeinsam mit Petrus und Jakobus; und bis in die Kirchengeschichte hinein lassen sich die Zeugen benennen, deren Reaktion auf die Nähe Gottes ein großes Erschrecken war.

„Keinem von uns ist Gott fern“ – wissen wir noch von wem wir reden, wenn wir über Gott reden?; und wissen wir noch, mit wem wir reden, wenn wir mit Gott reden? „Herr, gehe von mir weg, denn ich bin ein sündiger Mensch“ bittet Petrus, denn „ein Schrecken hatte ihn erfaßt und alle seine Gefährten“ (Lukas 5).

„Wir lesen die Bibel nicht mehr ernst: wir lesen sie nicht

mehr gegen uns, sondern nur noch für uns“ hat Dietrich Bonhoeffer gewarnt. Daß wir uns ja nicht nur das „heraus-picken“ aus der Bibel, was wir gerne hören möchten!

2. „Keinem von uns ist Gott fern.“ Des Apostels Paulus berühmte Predigt auf dem Markt von Athen, in der dieser Vers steht, ist nur auf den ersten Blick eine philosophisch-abstrakte Abhandlung über Gott und das Göttliche im Menschen, wie die philosophiebeflissenen und -geübten Athener sie wohl gerne gehört und dann, möglichst unverbindlich, diskutiert hätten. Paulus kommt schnell zur Sache, vielmehr zur Person, in der „keinem von uns Gott fern ist“: von Jesus redet er, dem durch Gott von den Toten Auferweckten, in dem Gott „jedermann den Glauben angeboten hat.“ Und damit ist das Gespräch auch schon zu Ende: „Wir wollen dich ein andermal hören“ – so nahe wollen wir denn Gott uns lieber nicht kommen lassen. So nahe, so menschlich – „wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren“ hat der Glaube versucht es in Sprache zu fassen – wie unsereiner, einer von uns.

So nahe, daß er menschliche Freude und menschliches Leid, Gottesnähe und Gottesferne, menschliches Leben und menschliches Sterben mit uns teilt: „in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewig Gut.“ Mit dem klaren Hinweis auf Jesus ist die sprachlich negative Aussage „nicht fern“ ins Positive zu wenden: „Jedem von uns ist Gott nahe“.

3. Dietrich Bonhoeffers Mahnung die Bibel „ernst“ und das heißt eben auch „gegen uns zu lesen“, hebt doch die Erlaubnis nicht auf, sie „für uns zu lesen“. Nicht auch, sondern mehr noch ist sie Evangelium; „Ich bin der FÜR EUCH“, so hatte Gott selber seinen Namen dem Mose gedeutet, und nichts anderes bedeutet der Name JESUS: „Gott hilft.“ Und Bonhoeffer treibt die Frage um, die vielleicht sein ganzes Denken am treffendsten charakterisiert: „Wer Christus FÜR UNS heute ist.“ Und er hat mit seinen Antworten Fragen angestoßen, die bis heute heilsame Unruhe stiften.

Und jedenfalls ist dies eine unabdingbar zu beantwortende Frage, persönlich für einen jeden von uns, der Gottes Nähe sucht: Wer ist Christus für mich heute? Existenzfrage unseres Glaubens.

Die Gemeinschaft evangelischer Schlesier, die seit 55 Jahren den „Schlesischen Gottesfreund“ trägt, hat als ihr „Logo“ (wie man heute sagt), als ihr „signum“ das „Schifflein Christi“ in die Titelleiste gesetzt. Die Gemeinde Gottes, ausgesetzt den Stürmen der Zeit. Der jeweiligen Zeit. Das war damals, 1954, noch ganz existentiell Zusammenbruch, die grausame Willkür neuer Herren in der besetzten Heimat, Flucht, Vertreibung, nicht zuletzt auch Verlust der kirchlichen Heimat, und in dem allen auch eine tiefe Anfechtung des Glaubens. Wo ist in all dieser Not unser Gott? „Herr, hilf, wir verderben!“

„Schifflein Christi“; die Erinnerung an ein symbolträchtiges schlesisches Gotteshaus, das auch unterging 1945, und diesen Namen trug, an die Friedenskirche in Glogau; und eine Erinnerung daran, wie sehr die Evangelischen Schlesiens schon einmal, in Zeiten der Gegenreformation, die Durchhilfe Gottes erfahren hatten. „Surgit surgentibus undis“, die lateinische Inschrift meint: steigen die Wellen, so steigt auch das Schiff; aus Gottes Güte bleibt es obenauf. „Und Jesus gebot dem Sturm und den Wellen, und sie legten sich.“ „Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig, der HERR aber ist noch größer in der Höhe“ (Psalm 93,4).

Die Kirche Jesu Christi in der Welt ist heute gewiß von anderen Gefahren bedroht als 1629/1654, als 1933/1945 und wieder 1945/1946 die schlesische Kirche und ihre Gemeinden, und der Glaube jedes einzelnen Christenmenschen auch. Da hören wir – und dürfen es immer wieder hören und annehmen, daß „Gott keinem von uns fern ist“; mit dem Bild und Zeichen des „Schiffleins Christi“ ist es uns immer vor Augen:

„Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“

Das „Spittel“ der Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau

VON GERDA STOLL

(Fortsetzung und Schluß aus der vorigen Ausgabe)

Das Bunzlauer Waisenhaus, vor 200 Jahren gegründet, gehörte mit seiner Schule zu den bekanntesten Bildungsanstalten Schlesiens. Als 83-Jährige hat Frau Gerda Stoll ihre Erinnerungen an 20 Jahre im „Spittel“, dem Internat innerhalb des großen Komplexes der Anstalt aufgeschrieben, sehr persönlich, ausführlich, anregend, mit Humor. Wir brachten den ersten Teil in unser vorigen Ausgabe und in dieser nun den Schluß, er setzt mit dem Jahr 1933 ein.

Im nächsten Jahr (1933) brannte das Johanniskeuer zum letzten Mal im Spittel. Ab 1934 veranstaltete die NSDAP Sonnwendfeiern für die HJ und machte so das Spittel um ein schönes Fest ärmer. Gerade rechtzeitig für mich und meinen späteren Mann richtete der Schulleiter, Herr Kuhlendahl, am Fastnachtsdienstag Maskenfeste in der Turnhalle ein. Dadurch hielt er vor allem die älteren Schüler davon ab, sich irgendwo in der Stadt zu verlustieren. Mit Begeisterung schmückten sie die große Turnhalle zum Vergnügungszelt und Ballsaal. Nachmittags tobten und lärmten und spielten überwiegend die Kleinen nach Herzenslust in lustigen Fantasiekostümen und Masken, bis sie, von den beiden Hausmüttern Schwester Marianne und Frau Matzke begleitet, schlafen gingen. Dann gab es heitere Darbietungen der Oberstufenschüler: Fastnachtsgedichte, kurze Theaterstücke, Musik des Schülerorchesters, nach der letztendlich ausgiebig getanzt wurde. Weil dazu auch Damen gehörten – die Schulen selber hatten nur wenige Mädchen – wurden Lyzeumsklassen eingeladen, die gerne kamen. Selbst die Lehrer-Ehepaare trugen zumindest bunte Hüte oder Pappnasen. Zu trinken gab es „Himbeerwasser und Zitronensaft“; zu essen Wiener Würstchen und Kartoffelsalat, Buttersemeln und Kuchen, dank der fleißigen Küchenangestellten.

1931 stieg der erste dieser Abende. Da war ich 13 Jahre alt und fühlte mich noch zu den Lehrern gehörig, obwohl ich auch schon mal von einem Primaner zum Tanz geholt wurde. Aber daran lag mir gar nicht besonders viel. Ich hatte schon genügend Spaß beim Zusehen.

Ein Funke springt über

Anders im nächsten Jahr. 1932 freute ich mich, wenn ich tanzen konnte, und wurde zu meiner großen Überraschung viermal von dem Unterprimaner Werner Stoll dazu geholt, der sonst mit keinem anderen Mädchen tanzte ... Seit Ostern 1924 im Spittel hatte er als Klassenlehrer fünf Jahre lang bis zur Untersekunda meinen Vater. Daher kannte ich ihn. Er hatte in der Adventszeit 1927 bei einem von meinem Vater einstudierten Krippen-Singspiel die Maria gespielt, denn Mädchen gab es nicht in dieser Klasse, und hatte dabei vor

Zur Hoffnung eingeladen

Von Ulrich Wollstadt

„Podien, Piwo und Posaunen“, ...

... schlägt jemand im Auto auf der Heimfahrt nach Görlitz als Formulierungshilfe für eine Überschrift vor. Als beschreibenden Rahmen für das praktisch Erlebte in den zurückliegenden drei Prager Begegnungstagen. Sollte heißen: Es war viel zu erleben, es war gemütlich – und es gab einen uns sehr vertrauten klanglichen Wiedererkennungswert:

Reichlich 350 Angemeldete aus dem Görlitzer Bereich hatten sich – zusammen mit weiteren 1.500 ausländischen Gästen – in den Freitagabend hinein auf den Weg nach Prag gemacht. Fünf Reisebusse aus den schlesischen Kirchenkreisen, dazu eine beträchtliche Schar in PKW und Zug – zunächst auf der Suche nach den Registrierungs-punkten in fremder Stadt, Stecknadeln im Heuhaufen gleich. Nadelöhre, die das Erlebnis bunter Festlichkeiten und Ereignisse versprachen.

Der Weg vor verschlossene Kirchen mit den dort bereits verstrichenen Abendandachten, das Schicksal, die Notverpflegung letztendlich doch bei Mc Donald's einzunehmen, und das Glück des irgendwann erreichten Quartiers, weckte die Erinnerung an zurückliegende Begegnungstage – unerheblich, von welcher Nation auch vorbereitet. Die Dankbarkeit überwog, und spätestens hier war einmal neu klar, daß ehrenamtlich vorbereitete Begegnungstage mit Kirchentagen nicht vergleichbar sind. Jedoch nur, was die Quartiersuche betrifft ...



Sorbinnen aus der Oberlausitz

Ein neuer Tag, ein neues Glück – und prächtige Sonne über zauberhafter Prager Altstadtkulisse tat ihr Übriges. Der zentrale Tag in Prag sollte einem Kirchentag in nichts mehr nachstehen: Bibelarbeiten, in Methodik und gedanklicher Breite bunt wie ein Blumenstrauß, nur leicht eingeschränkt durch die Mühsal der Übersetzungen. Und einmal mehr die still wachsende Demut, sich mit kaum mehr als internationalem Wortschatz verständigen zu können. Und: die Einsicht, daß die Vokabeln „Christus“, „Kirche“ und „Amen“ gerade einmal dazu ausreichen, sich in gedruckter deutscher Über-

setzung in analoger Lesegeschwindigkeit zu halten. Und genau hier setzte einmal mehr die zauberhafte Gelassenheit solcher Tage ein. Singende und feiernde Menschen, sich unbekannt Umarmende, miteinander Lachende und Weinende. „Zur Hoffnung eingeladen“ – ja, man war angekommen.



Bischof Huber und OKRin Kempgen am Görlitzer Stand

Über thematisch geordnete Foren und durch kleinere Ausstellungen und Aktionen hier und da führte der Weg der Vielen zum zentralen Obstmarkt – sanft erinnert durch die Uhr, die als zeitliches Ziel die dortige Hauptversammlung einmahnte. Immer fasziniert von der Silhouette der Stadt und dem pulsierenden Leben rundum. Unterbrochen vom Halt in dem einen oder anderen Straßencafé. Auch mal ein böhmisches Bierchen, Knödel nicht zu vergessen – die Stimmung ließ sich nicht aufhalten ... Dann also alle an einem Ort. Mitsamt dem tschechischen Fernsehen, das sich die Live-Schaltung nicht nehmen ließ: Ein evangelisches Fest. Dort, wo Evangelische sonst nur in der Minderheit vorkommen und selten wahrgenommen werden. Für uns Deutsche kaum emotional nachvollziehbar. Und doch: die Stimmung und Fröhlichkeit sprang auf alle über. Spätestens als die weit über hundert Bläserinnen und Bläser ihre Instrumente ansetzten und die Choräle begleiteten. Ein kurzweiliges Programm mit erstklassiger Musik, Grüße aus allen beteiligten Ländern und Kirchen, herbeigebrachte Puzzle-Teile, die in Summe das Logo der Tage bildeten. Mehr als nur eine Bühnen-Grafik: ein Bild für das Erleben dieser Tage. In den Abend hinein Konzerte und viel Ruhe. Auspendeln und Genießen. Ein begeisternder und perfekter Ausklang des Tages.

Der Sonntag dann wieder dezentral, geprägt von Gottesdienstbesuch und Abreise, ein bisschen blockiert von der Angst zur Abreisezeit nur ja am richtigen Bus zu stehen. Gedanken auch in die Zeit voraus: Ob es wohl einmal wieder solche Tage geben wird ... Eingeladen haben die Slowaken für 2008 nach Bratislava. Aber das ist noch weit hin. Jetzt geht es erst einmal zu Hause weiter. In den Gemeinden und Kirchen. Vielleicht ein wenig inspiriert vom Geist der zurückliegenden Tage.

Mehr hierzu in der August-Ausgabe.

Denkmal der gemeinsamen Erinnerung

Eine Gedenkstätte für deutsche Breslauer deren Gräber unauffindbar sind

VON JANUSZ WITT



Favorisiertes Modell der künftigen Gedenkstätte

Endlich werden auch die Breslauer der Deutschen gedenken können, die auf den vielen, heute leider nicht mehr existierenden Friedhöfen der Stadt bis zum Ende des Krieges beerdigt wurden: es entsteht ein Denkmal der gemeinsamen Erinnerung, eine symbolische Grabstätte, für alle deutschen Bewohner der Stadt, die heute in Breslau kein Grab haben, da viele Friedhöfe aus der deutschen Zeit nicht mehr existieren. Die Bewohner der niederschlesischen Metropole, die vor dem Kriege in Breslau gewohnt haben und nach Kriegsende ihre Heimat verlassen mußten, hatten in Breslau auch die Gräbstätten ihrerer Nächsten hinterlassen. Für viele Breslauer, die aus Deutschland nach Schlesien zu Besuch kommen sind die Gräber ihrer Nächsten schon nicht mehr auffindbar. Jetzt werden diese Menschen wenigstens an der Zentralen Gedenkstätte für deutsche Breslauer ihren Blumenstrauß niederlegen können.

Wir wissen alle, daß das Schicksal sehr vieler, hauptsächlich evangelischer Friedhöfe in ganz Niederschlesien sehr traurig ist: verwüstet, die Grabsteine zerstört, viele Gräber unauffindbar. Einige alte Friedhöfe wurden auf Geheiß der örtlichen Behörden einfach eingeebnet.

Nicht anders war es auch in den sechziger und siebziger Jahren in Breslau. Auch in unserer Stadt wurden viele Friedhöfe eingeebnet oder sie werden bis heute als Parkanlagen genutzt. In Zeiten des Hasses, nach dem schrecklichen Weltkrieg, hatte man vergessen, daß Friedhöfe zu jeder Zeit Denkmäler christlicher Kultur sind und daß man sie vor dem Verfall für die Zukunft – für unsere gemeinsame europäische Zukunft bewahren sollte. Das gehört ein-

fach zu unserer christlichen Pflicht. Nur wenn wir uns um fremde Gräber im eigenen Land kümmern, können wir fordern, daß man auch polnische Friedhöfe in anderen Ländern pflegt.

Jedoch lange Jahre hindurch haben, sowohl die lokalen Behörden, als auch die mächtige römisch-katholische Kirche, die durch ihre Pfarrer in jeder Ortschaft in Niederschlesien vertreten war, nichts gegen die Verwüstungen der deutschen Friedhöfe unternommen. Es kam sehr oft zu einer forcierten Polonisierung und zur Verdrängung und Zerstörung der deutschen Präsenz, bis zur Einebnung der Friedhöfe.

In den letzten Jahren haben wir es – und das muß hier ehrlich gesagt werden – auch mit vielen Initiativen zu tun, die das Ziel haben, den Zerstörungen entgegenzuwirken. Dabei denke ich nicht an deutsche Soldatenfriedhöfe, die es auch in Schlesien gibt, sondern an alte, hauptsächlich evangelische oder komunale Friedhöfe aus der Vorkriegszeit.

So haben in Schlesien und anderen Regionen, Menschen, die heute in Deutschland leben und hier in der alten Heimat Gräber von Verwandten und Freunden haben, Kontakte mit lokalen katholischen und evangelischen Pfarrern aufgenommen und auf den Friedhöfen in ökumenischer Eintracht Kreuze oder Gedenksteine zur Erinnerung an ihre Verstorbenen errichtet. Man wollte dadurch Brücken in die Vergangenheit und in die Zukunft schlagen. Ich erinnere mich an eine gemeinsame ökumenische Einweihung von Kreuzen oder Erinnerungstafeln in Primkenau/Przemkow, Hermsdorf/Sobieszow, Rothwasser/Czerwona Woda und anderen Ortschaften.

Besonders uns, polnische und deutsche Lutheraner, die wir in Schlesien heute unter der katholischen Bevölkerung in der Minderheit leben, hat der Anblick verwüsteter oder eingeebneter evangelischer Friedhöfe betrübt und mit Scham erfüllt. Selten gelang es unserer kleinen evangelischen Kirche in den vergangenen Jahren in Niederschlesien, Pommern oder in den Masuren etwas dagegen zu tun. Unmittelbar nach Kriegsende, als man noch Vieles von der Substanz auf den Friedhöfen retten konnte, war die evangelische Kirche als „deutsche“ Kirche zu schwach und oft in vielen Ortschaften oder Dörfern gar nicht vertreten.

Die evangelische Hofkirchengemeinde startete mit Ryszard Bogusz schon vor etwa fünf Jahren eine Initiative zur Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an die deutschen Bewohner der Stadt, deren Gräber sich auf den heute nicht mehr existierenden Friedhöfen befanden.

Im Zusammenhang damit schrieb Bischof Bogusz damals an die Stadtbehörden, an alle christlichen Kirchen, an die jüdische Gemeinde und den Generalkonsul der Bundesrepublik in einem Brief folgende Worte: „Es ist unsere moralische und christliche Pflicht eine symbolische Gedenkstätte für all die deutschen Einwohner zu errichten, die hier in Breslau vor dem Kriege gelebt, gearbeitet und Kulturgüter geschaffen haben, die den heutigen Bewohnern der Stadt dienen.“

Und nun saß unsere eifrige Oma strickend in ihrem Eckchen oder wanderte in die nahe gelegene Wärmstube, wo sie nette Leute traf, mit denen man plaudern konnte, was sie doch so gerne tat. Die Bestellungen auf die aus Garn produzierten Socken mehrten sich. Und wie stolz war Oma jedes Mal, wenn sie ein paar Kartoffeln, die sie sich durch ihre Strickarbeit verdient hatte, zu unserer Mittagsmahlzeit beisteuern konnte. Denn das konnte sie einfach nicht begreifen, daß wir uns nicht einmal an Kartoffeln satt essen konnten. Das hatte sie selbst in den Hungerjahren des Ersten Weltkrieges nicht erlebt! Das ging nicht mehr in ihren Kopf.

Und eines Tages brachte sie glücksstrahlend zwei Kartoffeln an, die sie im Rinnstein gefunden hatte: schöne, große Kartoffeln! Wir kochten sie extra für sie – ganz allein – sie konnte es nicht fassen und sagte immer wieder: „Nein, nein, die soll Max (mein Vater) haben, der hat sie nötiger als ich.“ Aber sie mußte die beiden Kartoffeln selber essen – mit ein bisschen Salz?, oder gar mit zusammengesparter Butterration?

Als wir „unser zwei“ abkommandiert wurden, mit Männern am Muldeufer den schweren Flußschlick umzustecken, was wir aber mit unseren schwachen Mädchenkräften nicht fertig brachten, so daß unsere Mitarbeitenden uns barmherzig fortschickten, da fanden wir da in den Muldeauen ein Kartoffelfeld, das abgeerntet war, wo wir noch nachlesen konnten, auch wenn die Kartoffeln ganz klein und winzig waren. Zwar konnte sich Oma gar nicht beruhigen über die kleinen „Knipskugeln“, aber wie sagte sie immer: „Wo's hinkommt, hilft's! „Und so wurden die „Knipskugeln“ eine willkommene Erweiterung unseres Speisezettels.

Unsere Oma hatte so ihre Freundinnen, zum Beispiel die Frau Doktor, eine Ärztin, die ihr immer Süßstoff verschrieb, obwohl Oma gar nicht zuckerkrank war. Aber Oma war doch Sächsin, und da mußte halt der Kaffee süß sein! Zucker aber gab es damals nicht, nur den braunen, schweren, nassen „Pferdezucker“, der so nach feuchten Säcken und Stall schmeckte. Und das war halt nicht Omas Geschmack. Die „Frau Doktor“ verstand das halt nur zu gut. Und sie unterhielt sich doch auch gerne mit Oma, wenn sie irgend Zeit hatte. Und Liebe hat halt manchmal Zeit!

Oma klagte nie. Sie jammerte nie. Sie war immer zufrieden. Sie zog mit uns ins Stroh über einem Pferdestall, als die Besatzungstruppen das Haus und unsere kümmerliche Wohnung beschlagnahmten und uns ausquartierten. Eine barmherzige Seele nahm uns dann noch in ihre Wohnung auf, bis wir wieder zurück durften in unsere wüst hinterlassenen ‚Gemächer‘. Oma war immer dankbar, immer freundlich, und so wurde sie von vielen gekannt und geliebt.

Ich verlor ein wenig die Verbindung zu ihr, nachdem ich nach dem Abitur mit meinen Freundinnen in den Westen abrückte. Die Post ging nicht sehr gut. Telefon gab es damals noch nicht. Besuchen konnten wir uns nicht, weil der eiserne Vorhang uns rigoros trennte. Ich versuchte meine Lieben

durch Päckchen zu unterstützen – ein mühseliges Unterfangen. Und eines Tages erreichte mich die Nachricht, daß Oma gestorben sei. Mutter hatte sie noch, als die Kirchturmuhr Mitternacht schlug, mitzählen hören. Und dann sagte sie noch halblaut vor sich hin: „Heut ist der 1. März. Nun wird es bald Frühling werden. Dann wird alles besser.“ Nun war alles besser, ja ganz gut, ganz hell, ganz licht für sie.

Ich habe schon oft Abbitte getan. Wie ungeduldig war ich gewesen, wenn sie es einfach nicht begreifen konnte, was und wie alles jetzt geworden war. Dabei hatte sie es doch viel besser als ich begriffen, daß man weder mit Klagen noch mit Schimpfen weiterkommt, sondern daß nur Dankbarkeit das Leben schöner, tiefer, lebenswerter macht. Darüber hat sie nie geredet, sie hat es uns vorgelebt. Nein sie war keine fromme Frau. Aber sie war eine Predigt, für die ich Gott danken möchte.

Beitrittserklärung:

- Ich erkläre hiermit meinen Beitritt zur Gemeinschaft evangelischer Schlesier e. V. bei einem Mitgliedsbeitrag von 15 Euro für das laufende Kalenderjahr; im Rahmen meiner Vereinsmitgliedschaft erhalte ich die Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ kostenfrei.
- Ich möchte kein Mitglied werden, bestelle aber die Monatszeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ zum Preis von 30 Euro pro Abonnementsjahr.
- Bitte senden Sie mir eine Probenummer der Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ zu.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Titel: _____

Nachname: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ, Ort: _____

Geburtsdatum: _____

Geburtsort: _____

Beruf: _____

Bitte einsenden an: Gemeinschaft evangelischer Schlesier e.V.
Postfach 1410, D-32440 Porta Westfalica